



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

W o c h e n b e r i c h t .

Paris, 20. Januar. — Die orientalische Politik läßt sich fortwährend Zeit, als wäre dabei nichts Anderes zu thun, als mit übereinandergeschlagenen Beinen, die lange Pfeife im Munde, träumend durch den Tabaksqualm in die Zukunft zu sehen. Man weiß nicht, soll man die Geduld der westlichen Diplomatie oder des Zaren Spitzfindigkeiten mehr bewundern. Die Sache wird so breitgeschlagen und in die Länge gezogen, daß die guten Kinder, welche noch immer an eine friedliche Ausgleichung glauben, vielleicht noch recht behalten. Ich sehe zwar keinen ehrenwerthen Ausweg mehr für die westlichen Staaten, als den Krieg, und im Osten ist auch nichts bemerkbar, was friedlicher aussähe. Der Zar endlich thut gleichfalls nicht sehr reuig und macht keine Miene, den von Menschikoff betretenen Weg zu verlassen. Mir scheint der Krieg unvermeidlich, und alles was hier geschieht, deutet darauf hin, daß der Kaiser auf einen Bruch mit Rußland vorbereitet ist. Ich spreche Ihnen nicht erst von den Vorbereitungen, die hier seit einigen Wochen mit stillem Eifer betrieben werden; die deutschen Tagesblätter sind mit Wahrem und Falschem angefüllt, und für uns genügt die Thatsache, daß man wirklich nicht nur in unsern Häfen, sondern auch im Kriegsministerium fortarbeitet. In letzterem nicht so rasch, daß auf einen stündlichen Ausbruch des Krieges zu schließen wäre; das Marineministerium ist bei weitem thätiger und vorzüglich ostensibler in seiner Thätigkeit. Was der Regierung erlaubt, nicht zu laut, nicht zu abschreckend zu Werke gehen zu müssen, ist der Umstand, daß sie über die finanzielle Seite des Krieges insofern beruhigt ist, als die Bank zugesagt, die Verantwortlichkeit des ersten Anleihe zu übernehmen. Mit 200 Millionen läßt sich schon ein Feldzug beginnen, und die französische Bank hat, selbst wenn man annähme, daß ihr unter unsern Verhältnissen freie Wahl geblieben wäre, nicht viel gewagt, da im Falle des Krieges die Börse eine so gewaltige Krise zu überstehen haben würde, daß es auf ein plus oder minus von 200 Millionen nicht mehr ankommt. Mit dem Zwangscourse der Banknoten kann die Bank vieles wagen, und in einem Lande von Frankreichs Ressourcen ist ein Deficit, wenn auch nicht leicht gedeckt, doch bald bedeckt, und darauf kommt es hier eigentlich nur an. Die französische Speculation treibt sich schon lange genug auf einer Brücke von Spinnweben herum und es ist noch immer nicht eingerissen. Kommt es zu einem ehrenvollen Frieden nach einem schmeichelhaften Feldzuge, dann ist in einem Jahre vieles wieder gut gemacht, und dauert der Krieg länger, als man erwartet hätte, dann treten mit den außerordentlichen Kräfteanstrengungen auch die ungewöhnlichen Hilfsmittel dieser Nation in den Vordergrund. Ein Krieg bleibt immer eine große Noth für ein Volk, es mag das reichste sein, aber Frankreich erholt sich nach gewaltigen Krisen schneller, als jedes andere Land. Das haben die Kriege Napoleons, das hat ein halbes Duzend Revolutionen dargethan. Louis Napoleon, so ungern er ins Feld ziehen mag, hat, wenn wir gut berichtet sind, auch über die ersten Kriegskosten hinaus an die nöthigen Finanzmittel gedacht und es soll beiläufig in Veranschlagung gebracht worden sein, wieviel die Uebnahme sämtlicher Hospitien Frankreichs gegen Auszahlung in Schatzscheinen dem Staate abwerfen würde, und man ist zu dem Resultate gekommen, daß 6—800 Millionen dabei herauskommen. Der Kaiser soll überdies die Idee haben, die großartigen öffentlichen Arbeiten im Innern nicht

unterbrechen und aus diesem Grunde das nöthige Capital aufs Doppelte veranschlagen zu lassen. Ob dieser Gedanke durchführbar, ob neben den Geldkräften auch die Menschenkräfte ausreichen würden, mag zweifelhaft erscheinen, aber der Gedanke bleibt kühn und der Versuch dazu bezeugt große Energie.

Man sieht sich hier dem Kriege mit Rußland ziemlich nahe, und da des Zaren Weigerung, auf die Vorschläge der vier Großmächte einzugehen, als ausgemacht betrachtet wird, so erwartet man täglich die Abberufung des Herrn von Risseff im Moniteur zu sehen. Dieser Diplomat ist ganz untröstlich darüber, sein geliebtes Paris verlassen zu sollen und seine Trauer ist um so begreiflicher, als er, einmal heimgerufen, kaum wieder in ähnlicher Stellung nach Frankreich geschickt werden dürfte. In den russischen Kreisen hier hat man vorläufig noch keinen Wink bekommen, der auf die Nothwendigkeit baldiger Abreise deutete, und ich sprach gestern einen ehemaligen russischen Staatsmann, welcher der Ansicht ist, daß es vielleicht im schwarzen Meere factisch zu einem Conflict kommen könne, ehe der russische Gesandte hier oder der französische Gesandte in St. Petersburg ihre betreffenden Posten verlassen haben. Mein Gewährsmann stützte seine seltsam genug klingende Behauptung auf den Umstand, daß der Zar vom Anfange des gegenwärtigen Zwiespaltes her immer den Anschein bewahren wollte, als wäre er zum Kriege gezwungen worden. Die Antwort auf die Einfahrt der Flotten ins schwarze Meer ist allerdings sonderbar, wenn in der orientalischen Frage noch etwas sonderbar genannt werden darf. Der Zar erklärt sich der Verheißungen enthoben, die er den Großmächten gemacht, und da hiermit auch die überdies voraussehbar gewesene Verwerfung der Wiener Friedensanträge gegeben ist, so weiß man nicht recht, welche Stellung der Kaiser von Rußland den westlichen Mächten gegenüber einzunehmen gesonnen ist. Daß er von Petersburg aus keine Kriegserklärung an Frankreich und England schleudert, gehört zu den Möglichkeiten, um nicht zu sagen zu den Wahrscheinlichkeiten. England und Frankreich haben bisher gezeigt, wie schwer ihnen das Wort Krieg über die Lippen kommt, und wir können daher in der That die Sache erleben, noch ehe wir officiell das Wort ausgesprochen hören. Es gereicht der modernen Politik nicht zur Ehre, auch wenn man den Segen des Friedens noch so hoch anschlägt, daß man in einer Frage, von der nach menschlicher Berechnung eine neue Gestaltung der europäischen Verhältnisse abhängt, so zu sagen den Zufall als Tambour-major vorausziehen läßt und bis zum letzten Augenblicke entscheidungslos bleibt.

Ueber den orientalischen Angelegenheiten geht manche Erscheinung in der Literatur an uns unbeachtet oder ohne Aufsehen vorüber, die sonst als ein Ereigniß betrachtet werden würde. Von Aragos erwartetem Nachlasse wird kaum gesprochen, obgleich das Erscheinen desselben ganz nahe ist. Alexander von Humboldt hat eine vortreffliche Einleitung zu den Werken seines Freundes geschrieben, das ist ein kleines Meisterstück, das beider Männer würdig ist. Die deutsche Ausgabe wird bekanntlich Otto Wigand übernehmen, dieselbe soll mit der französischen zu gleicher Zeit erscheinen und als einzig rechtmäßige Auflage für Deutschland von den Erben des verstorbenen Gelehrten anerkannt werden. Wir hoffen, der unternehmende Verleger wird so vor aller Concurrenz mit Fabrikübersetzungen gesichert sein und Deutschland ist der Besitz dieser interessanten Erscheinung der modernen Wissenschaft gesichert, ohne einen unverzeihlichen, obgleich nicht genug verachteten Diebstahl an geistigem Eigenthum zu unterstützen. Ein anderes Werk, dessen vier ersten Bände bereits erschienen und dessen fünfter und sechster Band gegen-

wärtig unter der Presse sich befindet, sind die Memoiren des Königs Joseph, welche ein ehemaliger Adjutant, Herr du Cassé, herausgibt. Das ist ein Buch, auf das nicht genug aufmerksam gemacht werden kann, denn eine solche Selbstbeleuchtung Napoleons haben wir noch nicht besessen. Es ist gradezu unbegreiflich, wie die sonst so ängstliche Censur die Veröffentlichung dieser Correspondenz gestatten konnte. Man lese nur den vierten Band über Spanien und man wird unsere Verwunderung theilen. Die Grenzboten werden es hoffentlich nicht unterlassen, ihren Lesern größere Auszüge mitzutheilen. Einer Besprechung bedarf das Buch nicht, man muß es selbst sprechen lassen. Eine interessante, eine belehrende Arbeit aber wird es sein, nach Vollendung dieser Memoiren eine Schilderung des großen Feldherrn, wie er sich in seinen vertraulichen Mittheilungen zeigt, zu liefern. Wenn Chateaubriand diese Brieffschaften gekannt hätte!

Ueber den zweiten Band von Verons Memoiren habe ich Ihnen nichts gesagt, weil es nicht der Mühe werth ist, darüber den Mund aufzuthun. Veron ist nicht der Mann, von dem wir eine Geschichte Frankreichs erwarten, und wo er sich über die Anekdote hinauswagt, möchten wir dem guten „Bourgeois“ das bekannte *sutor ne ultra crepidam* zurufen. Seine gastronomischen Kenntnisse aber haben wir schon im ersten Bande zu bewundern Gelegenheit gehabt, und wir wollen uns mit dem *Cyredacteur* des *Constitutionnel* erst dann zu beschäftigen beginnen, wenn er an die Geschichte der großen Oper gelangt — in diesem Bereiche erwarten wir dankenswerthe Mittheilungen.

Victor Hugos Nachepoesien oder poetische Rache nach der profaischen im Napoleon le petit circulirt hier trotz des gefährlichen Handels mit solcher Waare doch in vielen tausend Exemplaren, und diese Châtiment, wie das neue Werk des verbannten Dichters heißt, findet viele und warme Verehrer. Es enthält auch viele ganz vorzüglich schöne Gedichte, doch als Kunstwerk muß man ihm den Vorwurf der Monotonie machen, was auch vielleicht seiner politischen Wirkung schaden mag. Es läßt sich hierüber kein richtiges Urtheil fällen, da es nicht frei gelesen wird und da man sich nicht frei darüber aussprechen darf. Doch habe ich heftige Gegner des Dichters mit großer Bewunderung von diesen Poesien reden gehört. Es ist mir ein Brief des Verfassers mitgetheilt worden, den er an einen Freund, an den jungen Dichter Laurent Bichat, hierher geschrieben hat. Ich lasse denselben hier in einer wörtlichen Uebersetzung folgen; — das Gewissen unserer Leser mag sich beruhigen, ich bin zu dieser Indiscretion in ihrem Interesse ermächtigt worden.

„Marine terrace.“
Zwischen Ihrem Briefe und meiner Antwort, mein lieber und edler Poet, liegt ein Monat und ein Buch. Ich möchte Ihnen gern das Buch zukommen lassen. Aber wie? Wenn Sie ein Mittel kennen, zeigen Sie mir es an. Es ist nothwendig, daß der Gedanke protestire, und da wir unbekannte Dinge sehen, müssen wir zu unerhörten Geißelungen unsere Zuflucht nehmen. Lassen wir den Blitz der Nacht an. Es wäre mir lieb, wenn irgend ein Wind diese Verse in Ihre Hände wehte:

— *cinclutis non exaudita Cethogis*
Ich weiß, daß wenigstens, Dank sei es Ihnen und einigen andern tüchtigen und großmüthigen Geistern, die literarische Revolution fort dauert und die Oberhand behält. Es bleibt immer schön und trostreich, inmitten dieses Ungewitters eine Seite der Idee, einen Maßbaum des Jahrhunderts oben aufschwimmen zu sehen. Sie haben recht, nicht an meinem guten Willen für die *Revue de Paris* zu zweifeln, ich betrachte sie

als mein poetisches Lager. Wenn ich abwesend daraus bin, so ist dies nicht meine Schuld. Wo Sie sind, wünsche ich auch zu sein. — Ich betrachte meine politische Pflicht als augenblicklich erfüllt. Mein Leben wird von nun an den Nothwendigkeiten der Pflicht gemäß zwei Phasen haben: die politische und die literarische. Ich will für einige Zeit in die literarische zurückkehren. Wenn das fragliche Buch Ihnen zukommt, werden Sie auf dessen Umschlage meine Arbeiten angekündigt sehen, die ich unternommen habe. Ich möchte Ihnen gern Prosa und Verse lesen, denn Ihr kräftiges und reizendes Talent beherrscht alle Formen. Es gehört nicht zu meinen geringsten Leiden, der täglichen Gemeinschaft mit Geistern, wie Sie, beraubt zu sein. Trachten wir den Raum auszufüllen und die zerrissene Brücke mit der Sympathie wieder aufzubauen. Alles, was mich umgibt, liebt Sie und dankt Ihnen für Ihre guten Erinnerungen. Ich drücke Ihnen die Hand. *ex imo.*“

Dieses Schreiben verdient schon aus dem Grunde größere Verbreitung, weil es den Gesichtspunkt feststellt, aus dem sich Frankreichs immerhin größter Dichter zur Veröffentlichung seiner neuesten Poesien bewogen fühlte. Wer kann sich des Bedauerns erwehren, wenn er diese Wehklage aus der Verbannung liest? Das Exil ist schon an und für sich ein Unglück, aber für Franzosen, die sich so schwer in fremde Anschauung, in fremde Gewohnheiten, an fremde Sprache gewöhnen, ist es nur ein um so härterer Schlag.

Der Tod Armand Bertins hat hier in journalistischen Kreisen große Sensation erregt. Wir haben vorläufig nicht Muße, auf den Wirkungskreis dieses Mannes, der eine so beträchtliche Rolle in der Geschichte der heutigen periodischen Presse Frankreichs gespielt hat, einzugehen. Es ist auch jetzt nicht der Zeitpunkt zu solchen Schilderungen, aber wir wollten doch nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne einem politischen Gegner, der vom Schauplatz abgetreten, das Zeugniß in Frankreich selten gewordener Uneigennützigkeit zu verleihen. Armand Bertin war vielleicht der beste Redacteur en chef in dem eigentlichen Sinne des Wortes. Er hat jeden Buchstaben seines Blattes selbst gelesen und nie eine Zeile geschrieben. Die von ihm unterzeichneten Artikel waren alle von Mitarbeitern unter seiner Anleitung geschrieben. Er hat es auch verstanden, wie wenige, in wenigen Worten die genaue Anlage eines Zeitungsartikels zu geben. Bertin hat durch sein Blatt viel gewirkt — viel geschadet und auch manches genützt. Seit der Februarrevolution und vielleicht seit der Julidynastie hat Armand Bertin das Banquierthum als den Ausdruck der öffentlichen Meinung betrachtet, als den einzigen wenigstens, der gehört zu werden verdient. Seine Sympathien für Ludwig Philipp waren keine zufälligen, es herrschte eine gewisse geistige Wahlverwandtschaft zwischen dem Redacteur en chef des Journal des Debats und dem Hauptredacteur der Julibarrikaden.

Die Theaterwoche war nicht besonders anziehend. Ein gemeines, unsinniges Stück von Leon Gozlan: Louise de Monteuil — ein geistreicher Act von Alexander Dumas: Romulus. Ein Melodrama von Paul Foucher: les rôdeurs du pont neuf en 1730 (Adrienne Lecouvreur), und der melodramatisirte Chylos von Ferdinand Dugué. Auf letzteren kommen wir gelegentlich noch einmal zu sprechen. Die französischen Shakespeare-nachahmungen sind zu amüsam, um nicht ausgebeutet zu werden.

In der großen Oper hat Fräulein Sophie Cruwell endlich als Valentine debütiert. Ihr Erfolg war ein sehr getheilter, trotz der reichen Blumenspenden, die ihr bei der

ersten Vorstellung geworden. Sie hat diese Rolle ganz verkehrt aufgefaßt und dort, wo sie den Beifall wirklich verdient, hat sich Fräulein Cruwelli bei ihrer schönen Stimme und bei ihrer schönen Theatererscheinung zu bedanken. Das ist immer viel.

Unsere Mäler sind allmählig zu ihren Staffeleien zurückgekehrt und ich habe schon manche begonnene Arbeit gesehen. Für heute beschränke ich mich darauf, eines von einer Hamburger Kunstfreundin bestellten Bildes vom jungen Anselm Feuerbach, Sohn des jüngst verstorbenen Kunsttheoretikers, zu erwähnen. Dasselbe stellt eine phantastische Waldscene vor und gemahnt an Eichendorff'sche Dichtung. In dem jungen Manne steckt ein Maler und ein Poet zugleich. — Trotz mancher Ausstellungen, die strenge Kritik an diesem Erstlingsbilde vielleicht machen könnte, muß man das Duftige, die poetische Stimmung, die gute Composition daran bewundern.

Aus Wien. Eine Broschüre: Ein allgemeiner Krieg dem festen Vereine Preußens, Oesterreichs und des übrigen Deutschlands gegenüber eine Unmöglichkeit. Leipzig, Nimmelmann, spricht sich im Interesse der gesammten bürgerlichen Gesellschaft Deutschlands aus und beschwört die deutschen Fürsten, namentlich den König von Preußen, dem er den Titel pacificator orbis verspricht, sich von den Lockungen der ausländischen, namentlich englischen Presse nicht hethören zu lassen und in dem bevorstehenden Kriege zwischen Rußland und den Seemächten eine strenge Neutralität zu bewahren. — Wir theilen ganz seinen Wunsch für die Erhaltung des allgemeinen Friedens, denn wir sehen sehr wohl ein, daß bei der eigenthümlichen Richtung, welche die productive Thätigkeit der Menschen in der neuesten Zeit genommen hat, ein ausgedehnter und lange dauernder Krieg ein noch viel größeres Unglück ist, als in den früheren Zeiten. Wir haben nicht mit Herrn Prof. Leo die Hoffnung, daß grade das „Scrophulöse Gesindel“ im Kriege ausgerottet wird; wir sind im Gegentheil überzeugt, daß jeder Krieg die Scrophulosität vermehrt und die Lebenskraft schwächt. Aber ebensowenig können wir der Meinung der Friedenscongresse beipflichten, daß man einen Krieg am sichersten vermeidet, wenn man jedes denkbare Unrecht willig über sich ergehen läßt. Daß, wie jetzt die Sachen stehen, ein Ausbruch des Krieges kaum mehr zu vermeiden ist, daran haben doch vorzugsweise Oesterreich und Preußen Schuld. Im gegenwärtigen Augenblick sind beide Mächte mit England und Frankreich darüber einig, daß die Ansprüche Rußlands der Türkei gegenüber ungerechtfertigt erscheinen, und doch sehen wir eigentlich nicht, was für neue Thatsachen nach der Abreise des Fürsten Menschikoff aus der Türkei und nach der bekannten Circularnote des Grafen Nesselrode zur Beurtheilung dieser Streitsache hinzugekommen sind. Was Rußland prätendirte, war damals bereits klar und deutlich ausgesprochen, und die Mittel, die es zur Durchführung seiner Ansprüche anwenden wollte, waren wenigstens verständlich genug angedeutet. Nun ist eine solche Beeinträchtigung eines schwächeren Staates durch einen stärkeren, namentlich wenn dieser stärkere eine so furchtbare Macht ist, wie Rußland, nicht ein alleinsehendes Factum, das man könnte gewähren lassen, sondern es greift verhängnißvoll in das Völkerrecht und in den Verkehr aller Staaten untereinander ein. Auch hier macht sich der Grundsatz auf das dringendste geltend: principiis obsta. Allein damals haben nur England und Frankreich ihr Urtheil offen und unumwunden abgegeben, während Oesterreich und Preußen nicht nur eine bedenkliche Neutralität bewahrten, sondern sich sogar ziemlich stark auf die Seite Rußlands zu neigen schienen. Wenn damals die vier Großmächte und mit ihnen voraussichtlich sämt-

liche Staaten Europas sich entschieden dahin ausgesprochen hätten, daß sie eine Beeinträchtigung der Türkei unter keinen Umständen dulden würden — sie konnten das damals mit der größten Rücksicht gegen den alten Allirten Deutschlands thun, weil diesem noch ein ehrenvoller Rückzug offen stand — so sind wir fest davon überzeugt, daß Rußland den Handschuh nicht würde aufgehoben haben. So aber wurden Frankreich und England gezwungen, isolirt zu handeln, und es kam dadurch in ihre Politik, da sie sich auch untereinander mißtrauten, ein bedenkliches Zaudern und Schwanken, wodurch der Fortschritt der russischen Unternehmungen nur noch gefördert wurde.

Endlich haben die Umstände sie doch gezwungen, das Gebiet der Thatsachen zu betreten, und wenn ihre Aeußerungen auch noch sehr friedlich und wohlwollend klingen, so ist doch vorauszusehen, daß eine Thatsache die andere in untrennbarer Kette nach sich ziehen wird. Vor den Flotten Englands und Frankreichs, die seine eigene Flotte gewissermaßen blockiren, wird im gegenwärtigen Augenblick, nachdem bereits Blut geflossen und der Fanatismus der Völker und Armeen angeregt ist, Kaiser Nikolaus seine Waffen nicht senken; es scheint also ein Krieg Rußlands gegen Frankreich und England nicht mehr zu vermeiden. — Wenn wir nun die Lage der deutschen Mächte ins Auge fassen und von dem positiven Interesse absehen, das sie, namentlich Oesterreich, eigentlich an dem Streite haben müßten, das aber ihren Staatsmännern sich zu verbergen scheint, so wäre freilich anscheinend die günstigste Stellung eine dauernde Neutralitätserklärung, an der etwa die Niederlande und Belgien theilnehmen könnten. Das Recht, neutral zu bleiben, wird man einem souveränen Staate gewiß nicht bestreiten, und es ist in dieser Beziehung ganz überflüssig, auf die Principien des Völkerrechts zurückzugehen. Ob aber im Verlauf der Ereignisse die Möglichkeit einer Neutralität aufrecht erhalten werden kann, das ist eine ganz andere Frage, die sich aus keiner Rechtstheorie reduciren läßt. Denn wenn auch gegenwärtig sich der Schauplay des Krieges auf die türkischen Gewässer beschränken sollte, so ist er doch hier auf keine Weise zu endigen.

Wir wollen annehmen, daß die Engländer und Franzosen die russischen Flotten zerstören, daß sie die Eiserketten aufwiegeln u. dgl.; wir wollen ferner annehmen, daß die Engländer auch die günstige Gelegenheit, in Persien für ihr Interesse zu wirken, begierig ergreifen: das alles gibt dem türkischen Kriege noch keine entscheidende Wendung. Denn Rußland wird durch einen einzelnen Schlag nicht erschöpft, und es ist ebenso befähigt und entschlossen, zu Lande Streitkräfte zu entwickeln, denen in jenen Gegenden die vereinigten Türken, Engländer und Franzosen auf die Länge nicht gewachsen sein können, umsomehr, da es in dieser Zeit wol Mittel finden wird, wenigstens einen Theil der christlichen Bevölkerung zu insurgiren. So sind also England und Frankreich außer Stand gesetzt, den Krieg, wenn er sich auf jene Gegenden beschränkt, trotz der schwersten Opfer auf eine ehrenvolle Weise zu Ende zu führen, es liegt also im Interesse beider Mächte, und es wird für sie im Laufe der Ereignisse zu einer unabweisbaren Nothwendigkeit, Rußland von einer anderen Seite anzugreifen. Der nächste Punkt, auf dem die Neutralität sehr bedenklich wird, ist Dänemark. Wenn Dänemark mit Oesterreich wirklich einen Neutralitätsvertrag abschließt und diesen Vertrag so versteht, daß es die englischen Flotten ungehindert den Sund passieren läßt, so wird augenscheinlich Rußland mit einer solchen Neutralität nicht einverstanden sein; es wird, um sich selber sicher zu stellen, die dänische Neutralität nicht respectiren können. Wenn aber Dänemark den Sund zu verschließen gedenkt, so wird sich wol ein neues Bombarde-

ment von Kopenhagen ereignen — was beiläufig noch nicht das allerschrecklichste Ereigniß wäre, das uns bevorstände. Aber in beiden Fällen werden die deutschen Mächte, wird namentlich Preußen nicht mit theilnahmlöser Beschaulichkeit zusehen können, wenn man in der Ostsee Krieg führt. — Noch dringender ist die Gefahr von einer andern Seite. Im gegenwärtigen Augenblick mag in Frankreich die Stimmung noch immer sehr friedlich sein, da alle Interessen durch den Krieg gefährdet werden; wenn aber der Krieg einmal entbrannt ist, so wird bei der leichten Beweglichkeit dieses Volks die Leidenschaft jedenfalls über die Ueberlegung den Sieg davon tragen. Der Kaiser wird sich in seinem eigenen Interesse genöthigt sehen, den Franzosen irgend ein Schauspiel aufzuführen, in welchem la gloire de la grande nation sich wohlgefällig spiegeln kann. Die Seemacht liegt den Interessen Frankreichs viel ferner, und es läßt sich mit mathematischer Gewißheit bestimmen, daß eines schönen Tages die Neutralität der benachbarten Länder, sei es Belgien, sei es Preußen, sei es Italien, nicht mehr ein sicherer Schutz gegen das Streben der Franzosen nach Auszeichnung sein werde; an Gelegenheiten wird es gewiß nicht fehlen. Dann sehen sich die deutschen Mächte in der schlimmen Lage, durch einen Zufall ihre Theilnahme bestimmen zu lassen. Einen dritten Umstand haben wir noch gar nicht erwähnt, nämlich, daß unter einem allgemeinen Krieg nicht bloß diejenigen Mächte leiden, die daran theilnehmen. Man möge sich doch schon jetzt einmal die langen Gesichter auf der Börse ansehen, um allen Zweifel an dieser Wahrheit schwinden zu lassen. — Uns scheint es also der deutschen Mächte würdiger, ihren Entschluß nicht dem Zufall zu überlassen, sondern ihn auf eine ruhige Ueberlegung der Verhältnisse zu gründen. Noch haben sie immer eine sehr günstige Stellung, aber nur für den Fall, daß sie energisch auftreten; vor allem ist Oestreich in der Lage, noch immer einen europäischen Krieg aufhalten zu können. Es hat selber erklärt, daß seine Neutralität sich auf die Voraussetzung gründe, der Kaiser von Rußland beabsichtige keine Eroberungspläne gegen die Türkei. Nun ist aber eine solche Absicht, wenn der Krieg wirklich ausbricht, nicht durchzuführen. Wenn man so ungeheure Opfer bringt, wie es Rußland in einem solchen Kriege thun muß, so ist man auch genöthigt, nach einem Gewinn sich umzusehen. Der Einsatz muß im Verhältniß zu der Aussicht auf einen Preis stehen: das ist eine Logik, der sich kein Versprechen entzieht. Wir haben die höchste Achtung vor dem Wort des Kaisers von Rußland, aber er wird es selber zurücknehmen müssen, sobald die englischen Kanonen seine Schiffe zerstören. Wenn nun Oestreich durch sein Bündniß mit Frankreich die italienischen Angelegenheiten in Sicherheit weiß, wenn es durch ein Schutz- und Trugbündniß mit Preußen und den übrigen deutschen Staaten seinen Rücken gedeckt sieht, so kann es eine sehr respectable Macht in der Türkei entwickeln, eine Macht, die viel bedeutender ist, als alles, was England und Frankreich in jenen Gegenden aufzustellen vermögen, da die Entscheidung doch zu Lande erfolgen muß. In diesem Falle wird Rußland sich sehr bedenken, einen Angriff gegen Deutschland zu entnehmen, wenn es mit Bestimmtheit voraussieht, daß die vereinigten Armeen Oestreichs, Frankreichs, Preußens und Deutschlands, unterstützt durch eine muthmaßliche polnische Insurrection, alsdann in seine Provinzen eindringen, während sich die englischen Flotten vor Kronstadt lagern. Auf eine solche Chance wird es Rußland entschieden nicht ankommen lassen, und da Oestreich noch immer in der günstigen Lage ist, seine Drohung in die höfliche Form einer Vermittelung einzukleiden, so könnte vielleicht auf diese Weise der ganze Krieg

Grenzboten. I. 1854.

grade vermieden werden; wäre das aber nicht der Fall, so würde er wenigstens schneller beendigt. Ihn jetzt zu vermeiden, dazu sehen wir nur eine Möglichkeit, daß nämlich England und Frankreich jetzt noch zurückgehen. Sollten aber die beiden Regierungen das unternehmen, so würden wir wahrscheinlich ein Schauspiel erleben, gegen welches ein allgemeiner europäischer Krieg ein Kinderspiel zu nennen wäre.

Aus England. — Da wir außer den russischen Kriegsbulletins so gut wie gar keine Berichte von dem asiatischen Kriegsschauplatz haben, so dürfte die Mittheilung eines Bruchstücks aus dem Tagebuche eines bei der türkischen Armee sich befindenden englischen Officiers über das Gefecht bei Alexandropol am 13. November nicht uninteressant sein. Er schreibt: Gegen zwei Uhr Nachmittags sahen wir starke Abtheilungen des Feindes durch das Dëfilé von Karaklis (ein Dorf dicht bei Gumri) aus der Festung hervorrücken. Ohne Zweifel war der Feind von Tiflis aus verstärkt worden, denn sein Heer marschirte jetzt zum Angriff auf das Dorf Bahandir (Bajundür), wo unsere Truppen gelagert waren, auf. So wie wir die Colonne des Feindes bemerkten, griffen unsere Truppen zu den Waffen, und stellten sich in Schlachtordnung auf. Im Centrum des Feindes standen drei Batterien Sechszehnpfünder, und eine desselben Calibers auf jedem Flügel. Auf dem äußersten rechten bewegten sich sechs Pulks Kosaken nach dem Quarantainegebäude. Sie sollten wahrscheinlich einen doppelten Zweck erfüllen. Der Feind fürchtete jedenfalls von der Festung abgeschnitten zu werden — ein Manöver, daß meiner Meinung nach leicht hätte ausgeführt werden können, wenn unsere Führer von Anfang an das Vertrauen in ihre Truppen gesetzt hätten, welches sie, wie spätere Beispiele zeigten, vollkommen verdienten. Generalleutenant Bebutoff, der Oberbefehlshaber in der Festung, commandirte selbst. Unsere drei und eine halbe Batterie waren auf dem Centrum und dem linken Flügel vertheilt, letztere noch durch irreguläre Reiterei gedeckt; auf dem rechten Flügel, den zwei Cavallerieregimenter deckten, befand sich gar keine Artillerie. Im Centrum stand Achmed Pascha, den rechten Flügel commandirte Mustapha, den linken Beli Pascha. Vortheilhaft für unsere Stellung waren einige kleine Hügel, auf deren einem das Dorf Bahandir liegt, aber man hatte sie nicht gehörig benutzt, denn anstatt auf denselben den Batterien einen Platz anzuweisen, stellte sich unsere Infanterie auf denselben auf, während unsere Kanonen in der Ebene keine genügende Verwendung finden konnten. Nur der schlechten russischen Artillerie verdanken wir es, daß unser Verlust nicht groß war. Gegen halb vier Uhr Nachmittags begann der Kampf auf der Ebene zwischen Gumri und Bahandir, auf dem linken Ufer des Arpadchai, an dem sich unser linker Flügel lehnte. Der Feind eröffnete das Gefecht mit seinen Sechszehnpfündern, und brachte durch einige gutgezielte Schüsse unsere irregulären Truppen in die größte Verwirrung; sie stieβen auseinander, und konnten erst nach dem Gefechte wieder gesammelt werden. Unterdessen hatten wir Stellung genommen, und nun wurden durch das Feuer unserer Geschütze die irregulären Truppen des Feindes, die auf dem rechten Flügel standen, in Unordnung gebracht; sie zogen sich gegen Gumri zurück, sammelten sich aber wieder unter dem Schutze der regulären Truppen. Gegen vier Uhr war das Gefecht, in dem übrigens nur die Artillerie thätig war, am lebhaftesten. Die Wirkung unserer Geschütze ließ sich mit dem Fernrohr leicht beobachten, und die Ruhe, welche unsere Artillerie und Trainmannschaften zeigten, war äußerst lobenswerth. Die Vortrefflichkeit dieser Waffe und die große Vorliebe, welche unsere

Leute dafür haben, rechtfertigt die Erwartung großer Resultate im Kriege. Der rechte und linke Flügel des Feindes wich abwechselnd zurück; das Centrum, wo wahrscheinlich die besten Truppen standen, hielt Stand. Unsere Linie war im beständigen langsamen Vorrücken begriffen, und folgte den Batterien, die langsam avancirten. Der Feind wollte uns offenbar durch sein Zurückweichen in den Bereich des Geschüzes der Festung locken. Die Vorsicht unseres Befehlshabers, ihn nicht mit unserer Infanterie und Reiterei zu drängen, war meiner Meinung nach hier gut angebracht. Die regulären türkischen Truppen, die noch nie einem regulären Feinde gegenübergestanden, und denen es zum Theil an der tactischen Erziehung alter erfahrener europäischer Soldaten fehlt, hätten sich in der Hitze des Gefechts nicht leicht railliren lassen. Halb sechs Uhr, kurz nach Sonnenuntergang, fing das feindliche Feuer an schwächer zu werden, aber auch unsere Artillerie hatte sich verschossen, als der kommandirende General mit frischen Streitkräften aus Kars ankam. Ein Reiterregiment mit zwei reitenden Geschüzen schloß sich im Trabe unserm rechten Flügel an; etwas später fuhrn noch drei neue Batterien auf, und das Gefecht begann von neuem. Aber der Feind antwortete nur mit seltenen Schüssen, und mit dem vollständigen Einbruch der Nacht — vielleicht auch wegen großer Verluste — zog er sich nach der Festung zurück, beständig von unsern Kugeln verfolgt. Wir verloren 8 Mann und 5 Pferde; die Russen ließen 150 Mann und 60 Pferde auf dem Schlachtfelde zurück. Die türkische Armee lag bis zum 2. December vor Gumri und zog sich dann, wegen der eingetretenen kalten Witterung, gegen Kars zurück.“ Während dieser Brief von einem Siege der Russen bei Gumri ganz schweigt, bestätigt er dagegen die Niederlage Ali Paschas bei Akalzik, wo sich drei Medisbataillone vollkommen auflösten und den Rest der Truppen mit in die Flucht fortrissen.

Indem ich dies schließe, wird mir ein Privatbrief aus unserem Gesandtschaftshotel in Petersburg mitgetheilt, aus dem ich Ihnen folgende Stelle ausziehe:

„Es handelt sich gegenwärtig nur noch darum, von wem die Kriegserklärung oder die erste factische Feindseligkeit ausgehen soll. Rußland wie England sind auf den Krieg gefaßt; keins von beiden aber mag die Nachtheile übernehmen, welche das moralische Bewußtsein und die öffentliche Meinung demjenigen aufbürdet, der ihn beginnt.“

Von Seiten Rußlands ist übrigens ein provocirender Schritt in der nächsten Zeit schon wegen des bevorstehenden Zusammentritts des Parlaments nicht zu erwarten.“

Hamburg, Januar. — Ich erlaube mir, Ihre Aufmerksamkeit auf ein Unternehmen zu lenken, dessen gedeihliches Fortschreiten nur von höchst wohlthätigem Einfluß auf den gesammten deutschen Handel sein kann. Seit dem Jahre 1847 besteht hier die Hamburg-Amerikanische Packetschiffahrt-Actiengesellschaft; begründet auf 77 Actien à 5000 Mkco. ließ dieselbe drei schöne Segelschiffe erbauen und indem sie mit Einwilligung ihrer Actionäre weder Zinsen noch Dividenden zahlte, sondern den Gewinn zur Erweiterung des Etablissements verwandte, stieg die Zahl ihrer Schiffe auf sechs. Im Anfang des Jahres 1853 ward eine Dividende von 4 pCt. ausgetheilt und war das letzte Jahr bei den gesteigerten Frachten ein so günstiges für das Unternehmen, daß es einen Gewinn von 28 pCt. abwarf, abgesehen davon, daß auf den kostenden Preis der Schiffe eine Summe abgeschrieben ist; dieselben sind übrigens im besten Zustande und stehen zur Versicherung sämmtlich in erster Classe. Die Direction aber, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur dann der Erfolg ein dauernder sein

könne, wenn man mit den stets wachsenden Anforderungen und der mächtigen commerciellen Entwicklung Schritt halte, glaube, daß der steigende Verkehr Hamburgs mit den Vereinigten Staaten durchaus der directen Dampfschiffahrtsverbindung bedürfe. Sie stellte deshalb den Antrag, nur 8 pCt. Dividende baar zu vertheilen und den übrigen Gewinn in einer Actie von 1000 Mk. auf jede Actie von 5000 Mk. auszugeben, als erste Grundlage des nöthigen Capitals zur Erbauung zweier großen Schraubendampfschiffe, die mit den vorhandenen Segelschiffen ein Unternehmen ausmachen und sich im Verkehrsbetrieb gegenseitig ergänzen sollten. Aus dem in den wichtigsten Häfen Englands gesammelten Material, sowie aus eigenen 33jährigen Erfahrungen ergab die Direction eine Berechnung, welche die Rentabilität des Unternehmens genügend zeigt und die Actionäre nahmen einstimmig den Antrag an, durch Creirung von 1538 neuen Aktien à 1000 Mkco. das noch erforderliche Capital zu bilden. Die Zeichnung der Aktien ist im besten Gang, sobald 700 genommen sind, wird der Bau des ersten Dampfers beginnen und man hofft, daß im Frühjahr 1855 beide Schiffe in die Linie eintreten können. Zugleich baut der bekannte Rheder, Herr Sloman, nicht abgeschreckt durch den Untergang seines ersten großen transatlantischen Dampfboots ein neues. So sehen wir die directe Verbindung Deutschlands mit den Vereinigten Staaten auf eine erfreuliche Weise gefördert und hoffen, daß dieser Unternehmung bei günstigen Ergebnissen rasche Ausdehnung nicht fehlen wird.

Aus Berlin. — Meine Absicht, Ihnen etwas Ausführliches über das Gesetz, betreffend den Competenzgerichtshof zu schreiben, muß ich noch zum nächsten Hefte verschieben; indessen schicke ich schon diesmal einige flüchtige Bemerkungen voran. Das Gesetz, dem nur noch die Schlussabstimmung fehlt, ist in seinen einzelnen Paragraphen ganz im Sinne der Regierungsvorlagen mit höchst unerheblichen Aenderungen angenommen worden, die sein Princip in keiner Hinsicht alteriren. Die constitutionelle Partei wurde in ihrer Opposition dagegen von der katholischen Fraction nur halb, von den Bethmann-Hollwegianern gar nicht unterstützt und blieb mit allen Aenderungsanträgen in großer Minorität. Die bei weitem weniger eingreifenden Anträge der Katholiken hatten kein besseres Schicksal. Das Verhalten der Fraction Bethmann-Hollweg bei diesem wichtigen Anlaß ist bedeutsam und liefert den Beweis, daß dieselbe in ihren bürokratischen Tendenzen weitergeht, als diejenigen zu glauben geneigt sind, die auf die Politiker dieser Farbe, wie es uns scheint, zu schnelle Hoffnungen für die Zukunft bauen. Bedeutsamer aber noch, als ihre Abstimmungen ist das völlige Schweigen der Bethmann-Hollwegianer — in der dreitägigen Debatte über die Vorlage. Die Frage, um die es sich handelte, war in der That wichtig genug, um es zu erheischen, daß eine parlamentarische Partei ihr Votum motivirte, besonders, wenn es, wie in diesem Falle, mit den allgemeinen, von ihr bekannten Principien so bedenklich contrastirte. Es war um so nothwendiger, als die äußerste Rechte durch Herrn v. Gerlach ihre Billigung des Gesetzes auf eine Weise begründete — Herr v. Gerlach erblickte darin nichts Geringeres, als einen bedeutenden Fortschritt zur allmäligen Abschaffung unserer Gerichte und des „revolutionären“ Grundsatzes von der Scheidung der richterlichen und executiven Gewalt, — die selbst den Justizminister und den Unterstaatssecretär v. Mantouff, Chef der ministeriellen Fraction bewogen, gegen die Solidarietät mit dieser Anschauung sich zu verwahren, eine Verwahrung freilich, die den Ein-

druck der Enthüllungen des Herrn v. Gerlach nicht abschwächen konnte. Wenn trotz diesem allen die Bethmann-Hollwegianer gegen alle Aenderungsanträge stimmten und schwiegen, so kann man nicht umhin, ihrem Schweigen den Grund unterzulegen, daß sie selbst den Zwiespalt fühlten, in den sie durch ihr Votum mit ihrem politischen Programm gerieten. Das Preussische Wochenblatt, das sonst über minder wichtige Fragen unserer inneren Gesetzgebung mit seinem Urtheil nicht zurückzuhalten pflegt, hat bisher dasselbe Schweigen beobachtet, wie seine Partisane in der Kammer. Unter den letztern machte die einzige rühmliche Ausnahme Herr v. Carlowig, der bei Gelegenheit eines Reichenspergerschen Amendements dafür sprach und sich von seinen Parteigenossen trennend dafür stimmte. — Aussichten für bessere Resultate, als sie bei dem Competenzgerichtshof sich herausstellten, eröffnen sich für die Gemeindeordnungen der sechs östlichen Provinzen, die im Lauf der Session ihrer Erledigung entgegensehen. Es hat sich behufs ihrer Vorberathung aus den Fractionen der Constitutionellen, der Bethmann-Hollwegianer, der Polen, der Katholiken und selbst aus der Fraction Hohenzollern eine Art freier Commission unter dem Vorsitz des Herrn v. Muerwald gebildet, deren Beschlüsse auf die Abstimmungen in der Kammer einen wesentlichen Einfluß äußern dürften. Zwei Lieblingsideen des Herrn v. Westphalen sehen sich besonders durch die Arbeiten dieses privaten Ausschusses bedroht: Die Besonderheit der Gemeindeordnung für jede einzelne Provinz, die in der Natur der Verhältnisse gar nicht begründet und so sehr man immer von naturwüchsiger Gestaltung dabei spricht, grade eine tendentöse, erkünstelte und deshalb unwahre und nachtheilige Scheidung ist, und die Unbestimmtheit der Hinweisung auf das Landrecht statt bestimmter und klarer Codification der Gemeindeordnung, womit der beliebten Interpretationsmethode, mit der bekanntlich in Preußen jetzt alles so zurecht gemacht wird, wie es brauchbar erscheint — ich erinnere an eine Aeußerung des Herrn von Kleiß-Regow, Oberpräsidenten der Rheinprovinz bei Gelegenheit der Concessionsentziehungen —, wenigstens auf diesem Felde ein Niegel vorgeschoben werden kann. — Sie werden in den Zeitungen gefunden haben, daß die äußerste Rechte Herrn Wagener ein Rittergut im Werthe von 100,000 Thalern zu schenken beabsichtige. Diese Nachricht, die bereits dem Kladderadatsch zu einigen höchst ergötzlichen Ausfällen Anlaß gegeben, hat theilweise ihre Begründung; ich höre aus guter Quelle, daß in der That Zeichnungen für Herrn Wagener stattfinden, die bereits bis zur Höhe von 18,000 Thalern sich belaufen und noch fortgesetzt werden. Wenn daher auch nicht die beredete Summe, so dürfte jedenfalls genug zusammenkommen, um dem Bannerträger der Ritterschaft zu gestatten, auf den Lorbeeren, die er an der Seite des Zuschauers erkämpft hat, auszuruhen. Was den in meinem vorigen Schreiben erwähnten Brief des Herrn Wagener an den Präsidenten Bloch betrifft, so habe ich bis jetzt kein Dementi des erstern, wol aber die Verbreitung dieser Nachricht in verschiedenen Zeitungen gelesen. Einen schätzenswerthen Beitrag zu den Mythen der „guten Presse“ hat ferner Herr Lindenberg, Redacteur des „Königsberger Freimüthigen“, durch die Veröffentlichung der Briefe des Brauermeister Pankrath, Vorstandsmitglied des Elbinger Preußenvereins, gegeben, der ihm die Erstattung der Geldstrafe und Kosten, die Lindenberg aus dem Abdruck ihm von Pankrath zugeschickter Briefe über die Verwaltung des Oberbürgermeisters Philipps erwachsen, versprochen hatte und sein Versprechen nicht einhielt. △ △

Frankfurt, 23. Januar. — Besser als das alte Jahr geendet, hat auch das neue nicht für unsre Geschäftswelt begonnen. In dieser Beziehung läßt sich früheren Mittheilungen nichts beifügen, wenn man nicht auf Einzelheiten eingehen will. Daß die viel besprochene Frankfurter Bank noch immer nicht ins Leben getreten ist, mag ebenfalls mit den schlechten Geschäftszeiten in Verbindung stehen, obgleich nebenbei wol nicht fälschlich vermuthet wird, daß hierbei noch Gründe mitwirken, welche profanen Augen verschlossen werden sollen. Ueberhaupt beeinträchtigt die Heimlichthueri und Bögerungspolitik, womit die ganze Angelegenheit betrieben wird, die Popularität des Bankunternehmens wesentlich. Wenn man mit einem soliden Unternehmen der Darmstädter Bank eine erhebliche Concurrenz bereiten wollte, so hat man dieser wenigstens genügende Zeit gelassen, sich festzusetzen und ihre Verbindungen auszubreiten. Sie hat auch den neuen Vorschub zur Gründung einer Zettelbank benutzt und damit in ihrem wohlverstandenen Interesse einen sehr bedeutenden Entwicklungsschritt gethan. — Von der Börse und Bank fällt unwillkürlich der Blick auf den Gegensatz, auf die Armuth und ihre Unterstützung. Der harte Winter lastet neben der Verdienstlosigkeit namentlich auf Frankfurts Umgebungen sehr schwer; während statistische Uebersichten über die in der Stadt geleisteten Unterstützungen gleichfalls herausrechnen wollen, daß der zehnte Mann von den übrigen neun unterstützt werden müsse. Dies Ergebniß wäre erschreckend und würde, wenn bestätigt, jedenfalls beweisen, daß selbst auf dem kleinsten Territorium übertriebener Zunftschutz und peinliche Innungsschranken nicht einmal eine materielle Begründung mehr haben, nachdem sie ihre moralische und sociale Berechtigung längst verloren. Daß im allgemeinen die feste Wohlhabenheit bedeutend abgenommen hat, dafür sprechen allerdings auch die Jahresberichte der verschiedenen Hilfsanstalten. Nehmen wir als Beispiel den „lutherischen Almosenkasten“. Als er 1835 eine erweiterte Organisation erhalten hatte, betrugen die regelmäßigen Beiträge über 10,000 Gulden; sie sind jetzt auf 6378 Gulden gesunken. Während aber 1834 die Zahl der regelmäßigen Unterstützungen durch den Almosenkasten nur 124, die der außerordentlichen 674 war, betrug 1853 die Zahl dieser 3327, jener bloß 161.

Daß trotzdem der Winter seine Freuden ebenfalls bringt, versteht sich von selbst. Für das große Publicum bringt sie diesmal sogar recht eigentlich der strenge Winter. Seit 1829 war der Main nicht so vollkommen zugefroren wie jetzt. Zwischen der alten schwerfälligen Bogenbrücke Caroli Magni und der schlanken Eisenbahnbrücke wogt ein fortwährendes Volksfest auf dem Eiske. Tausende von Schlittschuhläufern und Stuhlschlitten gleiten in wimmelnden Zügen darüber hinweg, während um festlich flaggende Restaurationsbuden und Schiffskarouffels die Mengen sich stetiger sammeln. Dazu die schönen Häuserfronten des Frankfurter und Sachsenhauser Kais, die lebhaftste Passage auf der oberen, die laufende Locomotive auf der untern Brücke — man kann sich kaum ein mehr lebensheiteres Bild aus einer energisch schaffenden und genießenden Stadt denken. — Auch in der Gesellschaft scheint man mit verdoppelten Festen die östlichen Bedenken verschrecken zu wollen. Die Saison ist ungleich belebter und glänzender als die vorjährige. Die patrizischen Namen Du Fay, Lutteroth, Bethmann u. s. w. strahlen mit einer Reihe schon abgehaltener und noch bevorstehender Soireen und Diners; die Diplomatie bleibt natürlich nicht zurück. Daß auch der österreichische Bundestagsgesandte, Herr Geheimrath und F. M. L. Profesch, Freiherr v. Osten die Salons seiner Amtswohnung im Turn- und Tagischen Palaste dies Jahr geöfnet hat, ist von

den Zeitungen weitläufig annoncirt worden. Man sieht darin einen Beweis, daß sich die Diplomatie auch einmal geirrt habe, als in ihren Kreisen die Vermuthung seiner bevorstehenden Abberufung nach Konstantinopel verbreitet war. So wird allerwärts die Gröfßnung dieser Salons willkommen geheißen, deren Ausstattung durchaus nicht daran erinnert, daß Deutschlands Centralorgan nur in leihweise überlassenen Räumen tagt, während die größtentheils vom Reichsverweser stammende Umgestaltung recht lebhaft an eine schon weit hinuntergesunkene Zeit mahnt. Jedenfalls ist sie von den Feststildern ganz vergessen, wie sie über ihrer Begeisterung für das „monarchische“ Ansehen des Turn- und Tagischen Palastes vergessen, daß wir hier einen „Römer“ besitzen, an welchen sich jedenfalls bessere monarchische Erinnerungen knüpfen, als an das Absteigequartier des von der Gewalttherrschaft eingesetzten Fürsten Primas, sowenig auch dessen persönliche Verdienste abzuleugnen sind. Auch würdigere und erhabnere Acte als jene Bitte der Bürgerecapitäne beim Kaiser Franz im achteckigen Speisesaal um Erhaltung der Freiheit der Stadt Frankfurt. Frankfurt hat nicht immer beim Hause Habsburg demüthig bitten müssen und die Bürgerecapitäne, welche durch Lust- und Localspiele komische Personen geworden sind, auf dem Theater vom Darsteller des Hampelmann repräsentirt, mögen keine angemessenen Repräsentanten der Frankfurter Erinnerungen genannt werden. Solche Taktlosigkeit übermäßigen Journalisteneifers empfindet man natürlich hier ärgerlich, gradso wie in andern Kreisen gemeint wird, „Leutseligkeit“ sei schwerlich die rechte Bezeichnung für das Behaben des Gastgebers gegen ihm gleichgestellte und über ihm stehende Gäste. Beiläufig mag noch bemerkt sein, daß das erste Diner zu Ehren des belgischen Gesandten veranstaltet war.

Führen aber diese und ähnliche Feste manche Gäste aus den benachbarten Orten herbei, so waren sie doch nicht die Veranlassung der Besuche, womit der Lippesche Staatsrath Fischer fast gleichzeitig mit dem Kurfürsten von Hessen unsere Stadt besuchten. Letzterer hatte sogar seinen Hofhalt nach Hanau verlegt, was auf die Absicht längeren Aufenthaltes in der Nähe des Bundestags zu deuten schien. Doch beinahe ebenso rasch als Herr Fischer nach Detmold, kehrte er nach Kassel zurück. Man braucht kaum zu erwähnen, daß alle Fischerschen und Hassensplugschen rettenden Thaten, welche auf einem Punkte angekommen sind, wo der verfassungswidrigen Maßregelung auch nicht mehr die kleinste moralische oder politische Rechtfertigung, nicht einmal mehr eine politique de convenance zur Seite steht, allgemein als Veranlassung dieser Visiten angesehen werden. Das Ausschufsvotum des Bundestags über die Lippesche Angelegenheit ist bekannt; es erkennt mit sehr geringen Modificationen die Klage des ständischen Ausschusses als begründet an und fordert von der Regierung Einhaltung der constitutionellen Bahnen, während das Recht der ständischen Mitwirkung bei der Gesetzgebung und der finanziellen Controle, trotz Herrn L. S. Fischers grausenregender Schilderung der „Verfassungszustände des Fürstenthums Lippe in Bezug auf die bei dem Bundestag dagegen erhobenen Beschwerden“ und trotz seiner maßlosen Proteste gegen jede Competenz des Bundestags vollständig anerkannt ist. So freudig man nun auch die Erscheinung begrüßen mag, daß der Bundestag zu Gunsten des Rechts gegen gänzlich unmotivirte Gewalt einschreitet, so hätte sich doch Herr Fischer wenigstens das damit verbundene irreparable Dementi vor ganz Deutschland, dessen grade er am wenigsten bedurfte, ersparen können, wenn er den diesfalligen Mahnungen und Rathschlägen Preussens nachgekommen wäre, welche der Lippeschen Regierung schon vor 8 Monaten, bevor

es zur Bundesklage kam, die Lösung ihrer Verfassungswirren auf demselben Wege empfohlen hatte. Aber merkwürdig, gerade dieselben Elemente, welche heute eine solche Begutachtung durch die bundestägliche Reclamationscommission sich als populäres Verdienst vindiciren möchten, haben zu jener Zeit die Geneigtheit Lippes zur Befolgung der preussischen Anmahnungen wieder zu hintertreiben gewußt. Daher mag sich denn auch jenes preussische Votum erklären, welches gegenüber der von Oestreich und seinem speciellen Freunde hastig befürworteten Bundesexequation, den formellen Aufschub durch Instructionseinholung herbeiführte. Es war eine letzte Frist, um der kleinen Regierung die eclatante Einbuße an ihrer Auctorität zu ersparen. Von einem andern Standpunkt aus hat dagegen allerdings diese Kundgebung des Bundestags ihre Vortheile. Namentlich scheint sie auf das Hassenpflugische Regiment etwas einschüchternd gewirkt zu haben. Und die Hoffnungslosigkeit auf Milderung der Ausschussträge bei der Abstimmung, womit Herr Fischer dem Vernehmen nach wieder abgereist ist, gibt die Hoffnung, daß der Bundestag auch Kurhessen gegenüber entschieden für die Verfassungsmäßigkeit eintreten werde. Er würde vor allem eine Mißachtung seiner eigenen Auctorität, eine Geringschätzung gegen seine Beschlüsse bewirken, ergriffe er hier nicht die Initiative. Bereits vernimmt man, daß unter den Vertretern der constitutionellen Staaten die Anregung eines derartigen Schrittes lebhaft als Nothwendigkeit erörtert wird. Es ist abzuwarten, ob die Elemente, welche sonst den Wahlspruch von der Solidarität conservativer Interessen so emphatisch im Munde führen, diese Solidarität dort ebenfalls anerkennen, wo nicht mit kriegsrechtlichen Maßregelungen, sondern mit der Herstellung der Gesezmäßigkeit gegen eine unverantwortliche Willkürherrschaft das conservative Interesse zu wahren ist. Oder wird Deutschlands Centralorgan es ignoriren, daß soeben eine Verordnung Kurhessens sogar einen neuen Oberbefehlshaber für die „fernere Dauer des Kriegszustandes“ ernennen darf, als sei es darauf abgesehen, dem Bundestag mit einer recht auffallenden That von neuem Hassenpflugische Geringschätzung zu erweisen? Hier ist das vollkommen berechtigte und anerkannte Thätigkeitsfeld des Bundestags; nicht aber in der orientalischen Politik, in deren Wirren man ihn von verschiedenen Seiten und schwerlich im nationalen Interesse zu verwickeln sucht. Er wird mit jeder Erklärung sich selber ketten und der Selbstbestimmung der deutschen Großstaaten ein schwer zu ertragender Ballast sein. Schließt er sich, wie früher von Oestreich betrieben wurde und nun von den Mittelstaaten betrieben werden soll, der österreichischen Neutralitätserklärung an, so kann bei Frankreichs heutiger Stellung zu der orientalischen Frage nicht ausbleiben, daß die voraussichtlichen Verwickelungen Oestreichs seine eigenen werden. Es hieße, das Rheinland im voraus zum Blachfelde der bevorstehenden Kämpfe, zum Hinterlande der in diesem Falle nothwendig von außerdeutschen Interessen dictirten Politik Oestreichs machen. Preußen aber würde genöthigt sein, um den Vortheil seiner factischen Position im gegebenen Augenblicke zu wahren, seine eigenen Interessen über einen unmotivirten Bundesbeschluß zu stellen und gegen denselben zu protestiren, sei es formell, sei es factisch. Die letzte Folge wäre eine Auflösung des Bundes.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **G. E. Gebert** in Leipzig.